Thorner Zeitung



Begründet anno 1760

Ostdeutsche Zeitung und General-Anzeiger

Erscheint täglich. Bezugspreis vierteljährlich bei Abholung von der Geschäfts- oder den Ausgabestellen in Thorn Mocker und Podgorz 1,80 M., durch Boten frei ins Haus gebracht 2,25 M., bei allen Postanst. 2 M., durch Briefträger 2,42 M.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Seglerstraße 11. Telegr.-Adr.: Ostdeutsche. — Fernsprecher Nr. 46. Verantwortlicher Schriftleiter: August Schacht in Thorn. Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung G. m. b. H., Thorn.

Anzeigenpreis: Die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf. Reklamen die Petitzeile 30 Pf. Anzeigen-Annahme für die abends erscheinende Nummer bis spätestens 2 Uhr nachmittags in der Geschäftsstelle.

Nr. 13. Sonntag, 15. Januar Zweites Blatt. 1905.



Thorn, den 14. Januar.

Wochenplauderei.

Die erste Hälfte der ersten Spielzeit unseres Theaters liegt hinter uns, mit schnellen Schritten naht nun das Ende der Saison. Noch ungefähr 3 Monate, dann macht unser Schauspiel-Ensemble dem Opern-Personal Platz, für das schon die Engagements vorgenommen sind. Herr Direktor Schröder will aber nicht die Gelegenheit vorübergehen lassen, das Theaterpublikum mit einigen wirklichen Novitäten bekannt zu machen. Am gestrigen Tage machte das Paul Lindau'sche „Nachsatz“-Schauspiel „. . . . so ich dir“ den Anfang, am Dienstag folgt die Brieux'sche Komödie „Die rote Robe“, die zwar keine eigentliche Novität, aber für Thorn neu ist, und am kommenden Sonntag soll „der Familientag“ in Szene gehen, der gegenwärtig in Berlin Triumphe feiert. Auch das Blumenthal'sche Schauspiel „Der tote Löwe“, für den durch das Aufführungsverbot eine in nichts begründete Reklame gemacht wurde, befindet sich in Vorbereitung, und auch „Maskerade“ wird uns nicht vorenthalten werden. Daneben sollen altbewährte Zugstücke das Interesse für das Theater wachhalten, neben dem übermütigen Schwank „Charleys Tante“, von Thomas Brandon, dessen Aufführung für den 24. Januar geplant ist, werden gegenwärtig Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ einstudiert. Am Geburtstag des Kaisers gelangt das vaterländische Schauspiel „Die Quitzows“ von Ernst v. Wildenbruch zur Darstellung, ein Festprolog soll den Abend einleiten, und von klassischen Vorstellungen sind für kommenden Sonnabend „Wilhelm Tell“ und die nächste Woche „Minna von Barnhelm“ in Aussicht genommen. Die theaterliebenden Einwohner sehen schon aus dieser kurzen Uebersicht, daß hohe Genüsse in Aussicht stehen. Wenn vor einiger Zeit in einem „Eingesandt“ Gastspiele berühmter Schauspieler und Schauspielerinnen verlangt wurden, so steht die Direktion unseres Theaters diesem Verlangen ziemlich ablehnend gegenüber und mit guten Gründen. Es wurde gesprächsweise ausgeführt, daß man seitens einer Theaterdirektion zu dem Mittel der Gastspiele nur dann in der Regel sein: Zuflucht nehme, wenn das Interesse des Publikums abflaue. Man hoffe dadurch gegen Schluß der Spielzeit einen größeren Besuch zu erzielen. Solche Gastspiele seien aber ein zweischneidiges Schwert. Zunächst beanspruchen die Künstler ein horrendes Honorar (Agnes Sorma verlangt z. B. für einen Abend 1000 Mark), so daß die Preise der Plätze ganz bedeutend erhöht werden müssen. Dann aber stehen den Gastspielen besonders künstlerische Bedenken gegenüber. Jeder gastierende Bühnenkünstler hat sein Repertoire so nach seinen eigenen Ansichten „zurechtgemacht“, daß er die Hauptrolle spielt. Alle anderen Rollen sind zu Episoden gemacht, gewöhnlich zu einer Farca herabgewürdigt. Der Beifall soll einzig und allein dem Gast gelten, der sich selbstverständlich auch in einer Glanzrolle zeigt. Aber nun die Aufführung selbst. Der Gast kommt vielleicht am späten Nachmittag (hier in Thorn etwa 4 Uhr) an. Dann zur Probe, in welcher genügend zu tun ist, um in den Rollen nur die Blaustriche zu machen, dann noch schnell eine Stellungsprobe — fertig ist die Laube. Es darf nicht Wunder nehmen, wenn dann abends die „Nebenrollen“, das heißt alle andern Rollen außer dem Gast, nicht „klappen“. Aber „Quandt hat geschrieben“, wie es im Theaterjargon heißt, der Gast reist mit dem Gelde ab und freut sich. — Das sind die Licht- und Schattenseiten der Gastspiele.

Bisher haben wir nicht geglaubt, daß es mit dem Bau des Bahnhofs in Mocker Ernst werden würde. Aber der preußische Etat enthält eine Forderung von 300 000 Mark als 1. Rate, deshalb wird nun wohl der Bau auch sofort nach Annahme der Forderung in Angriff genommmen werden. Aus der Höhe der Summe geht deutlich hervor, daß es sich bei dem Bau des neuen Bahnhofs um eine größere Anlage handeln wird, die man wohl mit vollem Recht als Thorner Zentralbahnhof wird bezeichnen dürfen. Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß auch die Züge nach und von Insterburg in Zukunft den neuen Bahnhof passieren werden, während sie ihn nun (von Thorn aus gerechnet) „links“ liegen lassen. Dann würden sich in dem neuen Bahnhof die Strecken Thorn-Marienburg, Thorn-Insterburg, Thorn-Leibitsch und später auch noch Thorn-Scharnau und Thorn-Unislaw vereinigen, der Zentralbahnhof wäre dann fertig. Hoffentlich wirkt das Beispiel des Eisenbahnfiskus auch fördernd auf den Zusammenschluß Thorns und Mockers. In den letzten Wochen ist es merkwürdig still geworden von der Eingemeindungsfrage, und man munkelt allerlei von gescheiterten Verhandlungen u. dgl. Genaues war bisher nicht zu erfahren, auch konnten die übertriebenen Gerüchte, die sogar von einer Audienz maßgebender Stelle beim Minister in der Eingemeindungsfrage wissen wollten, nicht auf ihren tatsächlichen Inhalt geprüft werden. Die Eingemeindungsfrage ist aber für beide Gemeinwesen, sowohl Thorn als Mocker, eine dringende, und vielleicht findet bei nächster Gelegenheit ein Stadtvater die richtigen Worte, um den Magistrat wegen dieser Sache zu interpellieren.

Bei Pauline Lucca.

Einem Interview mit Pauline Lucca, das Ilka Horovitz-Barnay in der Wiener Neuen Freien Presse veröffentlicht, entnehmen wir die folgenden interessanten Äußerungen der berühmten Sängerin:

Überraschend war mir das Geständnis der Künstlerin, „sie sei ungern zum Theater gegangen, ungern dabei gewesen, und mit Wonne hätte sie sich davon getrennt!“ Die heute sechzigjährige Frau blitzt mich dabei mit ihren noch immer heißen, blauen Augen an, erzählt alle diese Dinge mit einer metallisch klangvollen Sprechstimme und ist von einer so erstaunlichen Frische in Bewegung und Ausdruck, daß der Gegensatz zwischen dem, was und wie sie erzählt, um so drastischer wirkt.

Wir sprechen von berühmten Gesangskünstlern und von Gesangskunst. Die Lucca ist mit ihrer Anerkennung sehr zurückhaltend. Schrankenlos lobt sie Lilli Lehmann, deren Leistung als Traviata sie in sprachloser Bewunderung genossen habe, und die herrliche Stimme von Fräulein Selma Kurz, der sie noch eine große Entwicklung verheißt. Über die moderne Gesangskunst äußert sie sich ziemlich abfällig. Mit ironischem Achselzucken fragte sie: „Gesangskunst?“ Sänger? Wo sind sie? Die Patti war eine Sängerin mit Gesangskunst, Mario, Calzolari, Everardi und dann Faure, Capoul, Morel, das waren Gesangskünstler! Aber das hat alles aufgehört: In Italien haben sie schöne Stimmen und verstehen nicht zu singen, und die Franzosen haben Geschmack und wissen zu singen, haben aber nur unbedeutende Stimmen wie die Calve. Was sollte man auch bei der jetzt herrschenden Richtung mit der Gesangskunst anfangen? Eine Kantilene brauchen wir nicht, eine geschlossene Melodie ist als süßlich verpönt. Im Gesang wird alles haschiert und gespuckt, und das hält man für hochinteressant. Wenn ein Mensch drei Töne in der Kehle hat und losbrüllen und totschreien kann, dann hält er sich für einen Sänger.“ Alle diese Übelstände schreibt die Lucca der modernen Komposition zu. Nach ihrer Anpassung wird direkt gegen die Gesangskunä komponiert. Die Lucca hat selbst sechs Jahre lang Gesangsunterricht erteilt, aber, wie sie mir erzählt, hat sie diese Tätigkeit aufgegeben, weil sie bei keiner einzigen ihrer Schülerinnen jene Vereinigung von Fähigkeiten gefunden hat, die ihr für den Beruf einer Opernsängerin für unerläßlich gilt.

„In zwei Monaten hätte ich aus den Damen große Sängerinnen machen sollen, leider war ich nicht im Besitz des dazu erforderlichen Trichters. Wenn ich tadelte, war's aus, sie verloren die Geduld. Was mir heiligster Ernst war, faßten sie als Launenhaftigkeit auf. Eine einzige war unter ihnen, ein hübsches Mädchen mit sehr schöner Stimme, aber sonst ein Hackstock; Spiel und Auffassung waren ihr nicht beizubringen. Ich will Ihnen nicht detaillieren, wie mich der Undank von Schülerinnen, die ich außer dem unentgeltlichen Unterricht auch noch ernährte und kleidete, um den Rest meiner Langmut brachte.“

Die Lucca lernte den musikalischen Teil jeder Rolle in drei Tagen. Die Norma hat sie in fünf Tagen fertig gehabt. Dann erst ging sie an das minutiöse Ausarbeiten der Auffassung. Sie stellte sich ein geistiges Bild vor, studierte Charakter, Atembewegung Phrasierung und verließ sich auch mit dem geringsten Detail weder auf den Zufall noch auf die spontane Eingebung.

„Es muß zwar auf der Bühne so aussehen, aber vorher muß alles niet- und nagelfest sein. Um die ganze Leistung beherrschen zu können, um „frei zu werden“, muß der Sänger das Wort und den Ton, Takt, Atem, Ausdruck, Bewegung und Abgang in harmonischer Gliederung aneinanderreihen.“

Berliner Stimmungsbilder.

Von Paul Lindenberg.

(Nachdruck verboten.)

Trübe Nachrichten. — Der neuste Raubmord. — Dr. Sylvester's Glück und Ende. — Im Zeichen der Vernichtungswut. — Neue Vandalentaten. —

Man sagt gewöhnlich: „Das dicke Ende kommt nach.“ Na, wenn das auch in diesem sogenannten Jahre des Heils eintrifft, dann darf man im voraus seinen ververbindlichsten Dank ausdrücken, denn der Anfang ist schon dick genug. Hiobsposten aus der lieblichsten unserer Kolonien, Südwest-Afrika, Hiobsposten aus dem Rhein- und Ruhr-Gebiet, dito von den Nord- und Ostseeküsten, dito aus Washington — natürlich bleibt da auch Berlin nicht zurück, das ist es seinem Ansehen als Reichshauptstadt schuldig! Mit bangem Zögern schlägt man die druckfeuchten Zeitungsblätter auf, denn in fetter Schrift starrt ihm ein „Mord“, „Mordversuch“, „Kindesmord“, „Selbstmord“ entgegen, in unsere Berliner Kalender dieses neuen, vielversprechenden Jahres ist jeder bisherige Tag tatsächlich mit Blut eingezeichnet. Der an einer Ladeninhaberin der Wilhelmshavener Straße verübte schaurige Raubmord harrt noch seiner Aufklärung. In diesem Falle kann man wirklich von einer „dunklen Tat“ sprechen, denn der oder die Verüber derselben wußten alle Spuren so geschickt zu vertuschen, daß selbst die gewiegtesten Kriminalisten vor einem Rätsel stehen. Sonst findet sich an dem Orte des Verbrechens doch irgend ein, wenn auch noch so unwesentliches Anzeichen jener, die das Verbrechen begangen, vor, sodaß die Verfolgung einer bestimmten Fährte erleichtert wird, man stöbert einen Brief auf, man entdeckt das Mordwerkzeug, man hört von gewissen verdächtigen Personen, die man zur Tat in Beziehung bringen kann, hier aber nichts, rein garnichts, ein dichtes Geheimnis ruht über dem Frevel, der umso unerklärlicher ist, als nur wenig geraubt wurde. Daß daher die nächsten Verwandten der Toten von den Hausbewohnern wie auch von Fernerstehenden verdächtigt wurden, war nicht verwunderlich, die Polizei erklärte jedoch auf das bestimmteste, daß auch nicht der geringste Verdacht obwaltet, da die umfassendsten Nachforschungen keinerlei Anhalt zum Einschreiten geboten. Da wird man wohl wieder auf den Zufall hoffen müssen, der sich ja oft genug als der beste Kriminalist erwiesen. Und, wenn nicht eben eintreffende Nachrichten täuschen, auch hier wieder, denn man meldet gerad', daß am Mittwoch zu später Stunde ein zweiundzwanzigjähriger Bursche verhaftet ward, der eine der Ermordeten gehörende Uhr in einem in der Straße Alt-Moabit befindlichen Goldwarengeschäft zu verkaufen suchte, und daß man bei seiner Verhaftung in seiner Tasche andere Schmucksachen fand, die nachweisbar aus dem Besitz der Ermordeten stammen. Ist der Festgenommene der Täter, so bewahrheitet sich auch hier wieder von neuem die alte Beobachtung, daß, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt gedrängt, die Verbrecher immer wieder die Umgebung des Schauplatzes ihrer Tat aufsuchen.

Großes Aufsehen erregte der Selbstmord des Hofzahnarztes Dr. Sylvester, den dieser nach den Einen aus Furcht vor unheilbaren Leiden, nach Anderen wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse begangen. Mag wohl beides zutreffen. Dr. Sylvester war in verschiedenen Kreisen, besonders in jenen der wohlhabensten Gesellschaftsschichten, des Theaters, des Sports, der Klubs, eine sehr bekannte Persönlichkeit. Von daseinsfreudigem Temperament, das Geld leicht ausgebend, frohe Gesellschaft, kluge Männer und schöne Frauen, zumal Künstlerinnen, gern an seiner reichbesetzten Tafel vereinend, hätte niemand daran gedacht, daß dieser Epikuräer je ein solch tragisches Ende nehmen würde. Aber er zog den Revolver einem langen Siechtum oder einem Erlöschen des bisherigen Glanzes vor. Dr. Sylvester hatte viele Jahre hindurch sehr große Einnahmen, die sich auf weit mehr denn 100 000 Mark belaufen haben mögen, er nannte eine luxuriöse Wohnung hier und eine prächtige Villa in Heringsdorf sein eigen, hielt sich Equipage und Dienerschaft und gab so reiche und gewählte Feste, daß man oft und viel von ihnen sprach. Obwohl er schon drei Dezennien am Spreestrande hier weilte, liebte er es doch, sich noch immer auf den „freien Amerikaner“ auszuspielen und entging, da er dies Spiel oft gar zu frei trieb, nur durch ein Wunder ernsten Konflikten mit Ehemännern und solchen, die es werden wollten. Zu der von ihm gewählten Rolle paßte auch sein Kauderwelsch englischer und deutscher Sprache, das drollig wirken sollte und wirkte. Als Zahnarzt war er ebenso tüchtig wie als Aussteller hoher Rechnungen, die manchen wohl, der statt 80 Mark 800 Mark geschrieben fand, in argen Schrecken versetzt haben mögen. Aber so leicht er einnahm, so leicht gab er auch aus. Den Kaiser, der ihn zum Hofrat und Hofzahnarzt ernannte, behandelte er schon als jungen Prinzen, und der Herrscher nebst seinen Söhnen blieb ihm treu, während die Kaiserin, der wohl nie das Wesen des Doktors gefallen haben mochte, zu seinem ersten Assistenten, auch einem Amerikaner, überging, als sich dieser selbständig machte. Und dem Beispiele der Kaiserin folgten viele Angehörge der Hofkreise. Der sonst so Rast- und Ruhelose hat nun endlich die Ruhe gefunden.

Wir leben im Zeichen der Vernichtungswut. Man braucht da garnicht an die furchtbaren Opfer des gegenwärtigen Krieges im fernen Osten zu denken, die vielleicht bald schon am Schaho ihre Vermehrung erfahren und garnicht an die in erschreckender Zunahme begriffenen Selbstmorde. „Immer zerstören!“ scheint für bestimmte Elemente das Losungswort zu sein. Es gibt leider auch moderne Vandalen, sie „hassen das Gebild aus Menschenhand“. Man erinnert sich der vor zwei Jahren stattgefundenen Zerstörungen an der Sieges-Allee, bei denen vielleicht politische Gründe mitspielten, aber das ist doch gänzlich hinfällig bei den niederträchtigen Zertrümmerungen, die kürzlich an dem künstlerischen Reliefschmuck der Lessing-Brücke und an den Säulen wie Verzierungen des neuen stattlichen Amts- und Landgerichts im Mittelpunkt der Stadt vorgenommen wurden. Als Instrument muß ein schwerer Hammer gedient haben und müssen die Schläge mit voller Wucht ausgeführt worden sein, aber niemand hat etwas gehört, niemand gesehen! Wenn es gelänge, derartige Frevler auf frischer Tat abzufassen und wenn dann an ihnen ein Lynchgericht vollzogen würde, daß sie wochenlang nicht sitzen und stehen könnten, so wäre das die rechte Strafe und würde gewißlich abschreckender wirken, wie einige Monate Gefängnis mit warmer Kost, Beleuchtung und Bedienung! Der Versuch einer Beschädigung des Friedrich-Standbildes in Washington scheint nach den letzten Depeschen mehr ein Dummerjungenstreich gewesen zu sein und eine Verhöhnung der „Wachsamkeit“, die man dem kaiserlichen Geschenk amerikanischerseits angedeihen ließ, als ein ernstliches Dynamit-Attentat.

Im Verlauf des Gespräches wird die Künstlerin immer lebhafter, immer angeregter. Sie erzählt, wie sehr sie darunter leide, daß sie zu wenig beschäftigt sei. Sie hat sich schriftstellerisch versucht, hat anonyme „Wiener Briefe“ mit kritischen Schilderungen über Wiener Kunst und Kunstverhältnisse geschrieben, die, witzig und scharf stilisiert, vielen Beifall hatten. Aber für die Fortsetzung dieser Tätigkeit hatte plötzlich Stoff und — die Lust gefehlt.

Das meiste Vergnügen macht ihr — Wohnungen bauen und einrichten. Ihre Freunde behaupten, sie hätte Baumeister oder Dekorateur werden sollen, sie habe dafür wenigstens ebenso viel Talent wie für die Opernbühne. In der Tat ist das kleine Hotel in der Jacquingasse in Wien, das sie jetzt bewohnt, ein Bijou an Komfort und Eleganz.

Die Künstleriu hat jetzt in Reichenau eine Villa gekauft, die sie nach eigenen Ideen umbauen und adaptieren läßt. Sie interessiert sich für jeden Winkel und, ohne selbst zeichnen zu können, kombiniert sie Pläne, die vom Baumeister mit Leichtigkeit ausgeführt werden. Aber alles das ist der tatkräftigen Frau zu wenig.

„Was soll ich anfangen?“ jammert sie. „Drei Stunden spazieren gehen ist doch keine Beschäftigung.“ Sie wollte sich an die Frauenbewegung anschließen, kann sich aber mit deren Tendenzen nicht befreunden. Andererseits verwirft sie die heutigen Erziehungsprinzipien der Töchter, die in der Vorschrift kulminieren: „Schnür' dich! Frisier' dich! Mach' dich schön und spiel' Komödie, damit du einen Mann kriegst.“

Für die Amerikaner schwärmt sie, für ihr zielbewußtes, sicheres Wesen. „Trotzdem sie von der Musik nichts verstehen, haben sie einen großen Respekt vor der Kunst und können sich sehr dafür begeistern. Und wenn sie jemand schätzen — dann ist man dort drüben auch jemand, und man findet es auf Schritt und Tritt. Ich glaube kaum, daß mir drüben hätte passieren können, was ich hier in der Nähe der Residenz vor einigen Jahren erlebte und was meiner Künstlereitelkeit einen ziemlichen Stoß versetzte. Ich fuhr von Wien nach Reichenau. Im Coupé befanden sich zwei Herren, die mit mir ein Gespräch anknüpften, und man kam bald aufs Theater zu sprechen. In Wiener-Neustadt verließ der eine Herr das Coupé, um draußen ein Glas Bier zu trinken. Inzwischen entspann sich folgende Konversation: „Gnädige sind selbst Künstlerin?“ — „Jawohl — ich bin Pauline Lucca.“ — „Schauspielerin? An welchem Theater?“ — „Ich bin Sängerin. Haben sie meinen Namen noch nicht gehört?“ — „Lucca! Lucca! Kann mich nicht erinnern.“

Der zweite Herr kam zurück. Der erste rief ihm zu: „Hast du je von einer Sängerin Lucca gehört?“ — Der Herr dachte einen Augenblick nach, schüttelte den Kopf und sagte darauf ganz seelenruhig: „Nein! Niemals!“

„So berühmt war ich in Europa, in der Nähe von Wien!“

Nun bat ich die Künstlerin, mir von ihren Berliner Erlebnissen etwas zu erzählen, die wohl den Glanzpunkt ihres Lebens bedeuten. Hatte sie doch das besondere Glück genossen, im Hause Bismarcks zu verkehren und von der Gunst Kaiser Wilhelms I. ausgezeichnet zu werden. Als die Lucca sich in erster Ehe mit dem preußischen Offizier Baron v. Rahden vermählte, war Bismarck ihr Trauzeuge. Die Künstlerin wurde dann wiederholt im Hause Bismarck eingeladen und mußte dem Reichskanzler Schubertsche Lieder vorsingen. Besonders gern hörte er das Lied „Trockene Blumen“. Nach ihrer Schilderung hatte Bismarck für die Musik große Vorliebe. Er setzte sich abseits in einen Fauteuil, legte die Hand über die Augen und hörte mit Vergnügen. Von seiner fesselnden Erzählerkunst berichtet sie, daß im Jahre 1866, nach dem deutsch-österreichischen Kriege, beim Grafen Eulenburg ein Diner stattfand, dem auch Bismarck beiwohnte. Es waren im ganzen bloß 12 Personen anwesend. Bismarck war vortrefflich bei Laune und erzählte. Man hatte sich um 5 Uhr zu Tische gesetzt, und es wurde 2 Uhr nachts, ohne daß man gemerkt hätte, wie spät es bereits geworden sei.

Vom alten Kaiser Wilhelm spricht die Lucca mit innigster Verehrung und Dankbarkeit. „Er hat seine gütige Vaterhand über mich gehalten, er hat mich beschützt“, erzählt sie; „ich hatte in Berlin trotz meiner Jugend sofort eine Riesenstellung und also auch sofort Neider und Feinde. Der Kaiser war in seiner Güte für mich rührend. Ich hatte mir von der Hoftheaterkasse einen Vorschuß genommen und denselben nach und nach wieder abbezahlt. Da kam bald darauf ein Hofbediensteter auf die Probe und überbrachte mir — einen neuen Vorschuß im Auftrage Kaiser Wilhelms, der bemerkt hatte: „Die Kleine wird wieder etwas Held brauchen.“

Eine hübsche Episode ist auch folgende: Die Lucca verließ eines Abends die Bühne und kam an der Treppe der Hofloge vorbei, die Kaiser Wilhelm soeben herabstieg. Sie wurde von ihm mit einem freundlichen: „Guten Abend, Paulchen!“ begrüßt. Der Kaiser reichte der Künstlerin die Hand, und sie beugte sich schnell und küßte dem Monarchen die Hand. „Nein, nein, Paulchen, so geht das nicht! Vielmehr ist das meine Sache!“ Und er küßte galant die Hand der Künstlerin. Einige Tage später erfolgte wieder eine Begegnung im Theater. Die Künstlerin hatte sich auf den Handrücken einen dunklen Fleck gemalt und agierte recht auffällig mit der Hand herum. „Wie geht's, Paulchen“, fragte der Kaiser. „Was haben Sie denn da an der Hand? Haben sie sich angestoßen?“

„O, nein, Majestät“, antwortete die Künstlerin. „Ich habe mir bloß die Hand seit ein paar Tagen nicht gewaschen, weil ich den Kuß nicht weghaben wollte!“

„Aber Paulchen!“ lachte der Kaiser, „das schickt sich ja nicht. Waschen muß man sich doch jeden Tag.“

Die Lucca ließ sich an Abenden, wo sie sang, gewöhnlich ein Glas kalten, ungezuckerten Tee bereit halten, den sie in den Zwischenpausen schluckweise trank. Ihr Stubenmädchen stand gewöhnlich mit dem Teeglas in der Kulisse. Eines Abends, unmittelbar vor dem Auftreten, bemerkt die Künstlerin, daß ihre eine Schmucknadel fehlt, die sie in der Garderobe vergessen hatte.

„Holen Sie mir schnell die Nadel und stellen Sie den Tee hin“, befiehlt sie dem Mädchen.

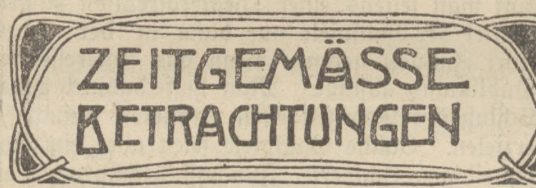
Nach einem sehr kurzen Auftritt kommt sie zurück und sieht in der Kulisse den greisen Kaiser Wilhelm — mit ihrem Teeglas in der Hand. Gleichzeitig kommt auch das Mädchen mit der Nadel. Die Lucca ist außer sich.

„Verzeihung, Majestät!“ stotterte sie, und wütend fährt sie das Mädchen an: „Was haben Sie denn gemacht . . .“

Diese erwidert weinend: „Ich wollte ja das Glas nicht hergeben, aber der alte Offizier hat mir versprochen, daß er sehr darauf achtgeben wolle.“



* **Ein Schuft.** In einem Schauspielerklub in Philadelphia war vor kurzem eine Anzahl Mitglieder versammelt, und man tauschte im Gespräch Erinnerungen an den großen Tragöden Edwin Forrest aus. Einer berichtete von einem Erlebnis, das Forrest in „Wild-West“ gehabt hatte. Es wurde „Virginia“ gegeben, und Forrest stand wieder einmal auf der Höhe seines Könnens. In der Szene, in der er seine Tochter erschlägt, stand das Publikum ganz im Bann des Künstlers, und bis zum Schluß des Aktes war kein Laut hörbar, während nachher der Beifallsturm um so stärker losbrach. Im folgenden Akt kommt Virginius auf die Bühne und sieht gänzlich erschöpft und verstört aus. Die Reaktion hat eingesetzt, er ist über den Verlust seiner Tochter dem Wahnsinn nahe, geht immer auf und ab und ruft: „Virginia, Virginia, wo ist mein Kind?“ Ein alter Goldgräber, der in einer der vordersten Parkettreihen saß und von der Mordszene tief erschüttert worden war, konnte es nicht länger ertragen, er stand auf und rief im Tone höchster Entrüstung: „Du hast sie ja im vorigen Akt getötet. Du alter Schuft, und Du weißt es auch ganz genau. Du bist ein Heuchler und ein Schuft dazu!“ Diese unerwartete Wendung, die die Vorstellung nahm, rief ein stürmisches Gelächter und solchen Beifall hervor, daß der Vorhang fallen mußte.



(Nachdruck verboten.)

„Winterstürme.“

Eins weiß man schon vom Neuen Jahr, — daß es bis jetzt recht stürmisch war, — es brachte mancherlei Bewegung, — teils ohne und teils mit Erregung. — Der Sturm durchbraust die ganze Welt, — was sich nicht halten kann, — das fällt, — mag es sich noch so fest umwallen. — So sahn wir auch Port Arthur fallen. — Der Sturm mit seiner wilden Macht — tobt auch in Rußland Tag und Nacht, — er will des Alten Niederlegung — und fördert die Reform-Bewegung, — denn Rußland ist, — obwohl so groß, — nicht „fassungs“ doch „verfassungs“los. — Nun bringt der Sturm als Machtgebieter — Bewegung in die Moskowiter. — — Sturmglocken schallen von dem Turm, — nun gründet auch der innre Sturm — im Osten seine Niederlassung, — denn man ist gar nicht in Verfassung. In andern Ländern, da entbrennt — der Kampf zumeist im Parlament, — das ist der beste Sturmableiter, — der fehlt dem Zarenreich, nichts weiter! — — Es singt der Sturm so manch ein Lied; — sein neustes klingt im Ruhrgebiet — und schürt den Streik, den so fatalen, — die Zeche muß die Zeche zahlen! Drum sei man auf Vergleich bedacht; doch will der Bergmann aus dem Schacht — uns fürder keine Kohlen holen, — dann sitzen Andre wie auf Kohlen! — — Verkündet hat das neue Jahr: — die Zeit bleibt immer wie sie war, — es gibt viel Krieg und wenig Frieden, — viel Stürme sind der Welt beschieden. — Und geht mit seinem Pelzgewand — der alte Winter durch das Land — dann kommt manch Schneesturm auf die Fluren — und weithin sieht man seine Spuren. — Doch sowas war noch gar nicht da, — heut schneit's sogar in Afrika. — Aus Algier kamen Schneeberichte. — Sehr sonderbar ist die Geschichte! — Und in der Wüste meiner Seel — läuft vor dem Schlitten das Kameel, — die Nubier und die Beduinen — woll'n sich der Schneeschuh schon bedienen! — Im Süden welch ein Winterbild, — im Norden im Verhältnis mild, — so scheint die Welt in manchen Fällen — sich förmlich auf den Kopf zu stellen, — doch eins meint selbst der Optimist, — daß diese Zeit sehr stürmisch ist, — das neue Jahr eilt stürmisch weiter, — es ist ja auch noch jung! Ernst Heiter.



Amtliche Notierungen der Danziger Börse.
vom 13. Januar.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Ölsaaten werden außer dem notierten Preise 2 Mk. per Tonne sogenannte Faktorei-Provision usanzemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen: inlandisch hochbunt und weiß 766—783 Gr. 170—172 Mk. bez.
inländisch bunt 750—766 Gr. 146—170 Mk.bez.
inländisch rot 7 34—76 Gr. 167—168 Mk. bez.

Roggen: per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht inländisch grobkörnig 726 bis 738 Gr. 130½ Mk. bez.

Gerste: inländisch große 692—709 Gr. 139—153 Mk. bez.

Erbsen: inländische weiße 125 Mk. bez., inländisch Viktoria 128 Mk. bez.

Hafer: inländ. 128—131 Mk. bez.

Kleie: per 100 Kilogramm. Weizen- 8,90—9,90 Mk. bez., Roggen- 10,10 Mk. bez.

Bromberg, 13. Januar. Weizen 160—170 Mk., abfallende Qualität unter Notiz. — Roggen, je nach Qualität 120—130 Mk., feuchte unter Notiz. — Gerste nach Qualität 130—140 Mk., Brauware 140—145 Mk. — Erbsen: Futteware 133 bis 140 Mk., Kochware 160—170. — Hafer: 120 bis 134 Mk.

Magdeburg, 13. Januar. (Zuckerbericht.) Korn-Zucker 88 Prozent ohne Sack —,— — —,— Nachprodukte 75 Proz. ohne Sack 12,70—13,00. Stimm.: Fest. Brotraffin. I o. F. 25,70 Kristallzucker I mit Sack 25,57½—25,70. Gemischte Raffinade mit Sack 25,45—25,70. Gem. Melis mit Sack 24,95—25,20. Stimmung: Fest. Rohzucker I. Produkt Transito frei an Bord Hamburg per Januar 31,30 Gd., 32,00 Br., —,— bez., per Februar 31,85 Gd., 32,00 Br., per März 32,05 Gd,. 32,15 Br., per Mai 32,25 Gd., 32,25 Br., 32,35 bez., per August 32,40 Gd., 32,50 Br., —,— bez. Fest.

Köln, 13. Januar. Rüböl loko 48,00, per Mai 47,50. — Trübe.

Hamburg, 13. Januar. Zuckermarkt. (Schlußbericht.) Rüben-Rohzucker I. Produkt Basis 88 Prozent Rendement neue Usanze frei an Bord Hamburg per November —,—, per Dezember 23,95, per Januar 31,90, per März 32,25, per Mai 32,50, per August 2490, per Oktober 24,95. Fest.

Ueber Hustenkrankheiten.

(Nachdruck verboten.)

S. F. Der Husten kann durch sehr verschiedene Ursachen entstehen, am häufigsten durch Einatmen **unreiner Luft** und durch Erkältung der Haut, sowie der Schleimhäute; letzteres ist oft der Fall bei schnellem Temperaturwechsel, die die modernen Verkehrsverhältnisse oft unvermeidlich machen.. Hierfür gab letzthin die Weihnachtszeit einen deutlichen Beweis, auch zugleich die Erklärung für einen großen Teil der damals weit verbreiteten Hustenplage.

Mit dicken Wintermänteln und Pelzen bekleidet, verweilte man **stundenlang** in den gut geheizten Warenhäusern, um **allerlei** einzukaufen, was bei dem großen Andrange viel Geduld und Zeit erfordert. Durch solchen langen Aufenthalt mit schweren Überkleidern in **warmen** Räumen wird die Haut stark erhitzt, und beim Hinauskommen in die kalte Winterluft erkältet man sich dann leicht.

Dazu kommt noch, daß in den großen Kaufhäusern stets Hunderte von Menschen dauernd umherwandeln, wodurch eine starke Staubentwickelung entsteht, die den Lungen schädlich ist, und zunächst einen unangenehmen **Hustenreiz** verursacht.

Aehnlich ergeht es uns in Konzerten, Theatern und überfüllten Restaurants, in welch letzteren noch der Tabaksqualm die Luft verunreinigt und das Atmen erschwert.

Unter ebenso ungünstigen Luftverhältnissen leiden auch die Kinder in den meist zu stark besetzten Schulzimmern. In allen solchen Räumen häuft sich zu viel ausgeatmete **Kohlensäure** an, und es **vermindert** sich der **Sauerstoffgehalt** der Luft in **gesundheitsschädlicher** Weise.

Eine zur Vermeidung von Hustenkrankheiten wichtige Gesundheitsregel möchte ich darum in Erinnerung bringen: — „**Atme durch die Nase, und nicht durch den Mund!**“ —

Der Mund hat die Bestimmung, die **Magenkost** aufzunehmen, und dient nur im **Notfall** zum Atmen. Die **Nase** ist aber die **richtige** Eingangspforte für die **Lungennahrung.** Ihre Zweiteilung dient dazu, die andringende Luft abzumessen, und ihr muschelartiges Innere ist darauf berechnet, die eingeatmete Luft zu **erwärmen** und anzufeuchten, während ihr Haarbesatz gleichzeitig Unreinigkeiten, besonders **Staub**, von weiterem Eindringen abhält.

Diese Atmungsvorschrift wird aber ebensowenig befolgt, wie manche andere Vorsichtsmaßregel, deshalb sind auch die Hustenkrankheiten jetzt wieder so zahlreich.

Entsrechend dem starken Begehr nach Linderungsmitteln gegen dieses lästige Übel gibt es eine sich stets vermehrende Anzahl von Mixturen, Tees, Pastillen, Pillen und Bonbons, welche als vorzügliche Mittel gegen den Husten empfohlen werden. Einige darunter sind auch zur Milderung des Hustenreizes ganz gut, aber fast alle haben den Fehler, daß sie den **Appetit** verlegen. Hierdurch wird der von solchen Mitteln vielleicht bewirkte Nutzen völlig paralysiert, und sie können dem Patienten sogar **schaden**, weil dessen Gesamtorganismus durch die Hustenkrankheit in Mitleidenschaft gezogen wird und er darum gewöhnlich auch an Appetitmangel leidet. Bei fortgesetzter ungenügender Nahrungsaufnahme kann sich aus dem Husten dann leicht eine ernstlichere Krankheit entwickeln.

Es ist also darauf zu achten, daß die angewandten Hustenmittel auch einen **nachweislichen Nährwert** haben, damit sie dem Patienten **nahrhafte** Stoffe zuführen, die ihn trotz des Appetitmangels bei Kräften erhalten, und **gleichzeitig** schleimlösend sowie den Hustenreiz lindernd wirken.

Als diese Anforderungen bestens erfüllend, gilt nach dem Gutachten erster Autoritäten der von **Scherings** Grüner Apotheke in Berlin, Chausseestraße 19, seit 41 Jahren stets gleichmäßig hergestellte **Malzextrakt**, zu dem nur allerbestes Luftmalz verwendet wird. Die hierin enthaltenen gesundheitsförderlichen Stoffe zur Wärme-, Blut- und Knochenbildung sind Zucker, Dextrin, Pflanzeneiweiß, phosphorsaure Salze usw. Das ist eine Mischung, welche die von der physikalisch-diätetischen Heilmethode als für unsere Ernährung wichtig bezeichneten **Nährsalze** reichlich enthält.

Der **Scheringsche** Malzextrakt ist darum ein schmackhaftes und gutes Hausmittel zur Kräftigung geschwächter Verdauung und zur Hebung des Appetits. Ebenso auch allgemein anerkannt als ein vortreffliches Linderungsmittel bei Erkrankung der Atmungsorgane, besonders bei **Husten** und **Heiserkeit.**

Gern verordnet von den Aerzten wird auch Scherings Malzextrakt in Verbindung mit einigen anderen heilkräftigen Medikamenten, deren Geschmack er verbessert und die er verdaulicher macht. Dies sind:

1. Scherings Malzextrakt mit **Eisen**, bestbewährt gegen Blutarmut und daraus entstehenden Frauenkrankheiten. Dieses Präparat hat den Vorzug, die Zähne nicht anzugreifen.

2. Scherings Malzextrakt mit **Lebertran**, welcher seines Woelgeschmacks halber von Kindern **gern** genommen wird.

3. Scherings Malzextrakt mit **Kalk**, tausendfach bewährt gegen Rachitis (englische Krankheit), bei welcher Krankheit es darauf ankommt, den **Mangel an Kalk** im Knochengerüst des kranken Kindes zu beseitigen.

Als **Hustenmittel** nehme man den reinen Malzextrakt dreimal täglich in warmer Milch, Brusttee oder in Malzkaffee. Alle anderen Getränke wie Bohnenkaffee, Tee, Bier, Wein usw. sind zu meiden so lange der Husten anhält. Männer haben natürlich auch das Rauchen zu unterlassen.

Wenn der **Arzt** nicht Zimmerarrest vorschreibt, so bewege man sich — außer bei strengem Frost — möglich viel in frischer Luft. Hierbei führe man die neuen **Scheringschen MalzTabletten** stets bei sich, von denen bei jedem Hustenanfall drei Stück zu nehmen sind. Diese Malz-Tabletten, welche 75 Prozent reinen Malzextrakt enthalten, kosten per Flaçon mit 100 Stück nur 60 Pfg., sind also billiger als Bonbons, Pastillen u. s. w., deren Heilwert nur illusorisch ist.

Mit diesen Malz-Tabletten gerüstet, können Hustenleidende nun Konzerte, Theater, Gesellschaften besuchen, ohne Störnng zu veranlassen, weil bei sich merkbar machendem Hustenreiz einige Tabletten zu dessen Beseitigung genügen. Sie sind überhaupt sehr empfehlenswert für alle berufsmäßigen Redner und Bühnenkünstler, bei denen durch die anhaltende Anstrengung der Stimmwerkzeuge leicht Heiserkeit entsteht.

Wie alles Gute, so werden auch die Scheringschen Malzextrakt-Präparate in minderwerter Qualität nachgeahmt, man achte also beim Einkauf darauf, das **Richtige** zu erhalten. In den meisten Apotheken und Drogenhandlungen Deutschlands sind Scherings Fabrikate stets vorrätig.

Der Versuch!

Haben Sie unsere Neujahrs-Ermahnung beherzigt! Lasen Sie die 20 Gründe der Vernunft, warum man Kaffee nicht trinken soll? — Hegen Sie immer noch Zweifel gegen Kathreiners Malzkaffee? — Wohlan! — dann gibt es nur einen einzigen Weg, wie Sie Ihre Bedenken beseitigen und sich über die gesundheitlich so hochwichtige Frage volle Gewißheit verschaffen können! — Machen Sie noch heute einen Versuch mit Kathreiners Malzkaffee! Gehen Sie in das erste beste Kolonialwaren-Geschäft und kaufen Sie sich ein kleines Paket Kathreiners Malzkaffee, die Ausgabe ist doch ganz gering! Sollte Ihnen aber auch diese noch zu viel sein, dann schreiben Sie eine Postkarte an Kathreiners Malzkaffee-Fabriken in München. Es wird jedem, der darum ersucht, eine Kostprobe von Kathreiners Malzkaffee ganz umsonst ins Haus gesandt — nur, um auch dem vorurteilsvollsten Zweifler den großen Unterschied zwischen Kathreiners Malzkaffee und allen übrigen „Malzkaffees", unter welchem Namen und in welcher Form sie auch angeboten werden, endlich einmal klar zu machen. Man ist einfach erstaunt, wenn man diesen Unterschied zum ersten Male wahrnimmt und mit eigener Zunge kostet.



Nur 3 Tage!

Montag, 16. **Dienstag, 17.** **Mittwoch, 18.**

An diesen **3 Tagen** kommen in sämtlichen Abteilungen meines Waren-Lagers

Restbestände

zum Verkauf.

Einzelne **Röcke, Corsetts, Schürzen, Blusen, Gürtel, Kravatten,** ferner

Blusenstoffe

werden **spottbillig** ausverkauft.

Der großen Nachfrage wegen habe ich mich entschlossen, nochmals

ca. 500 Scheuertücher

extra stark à **15** Pfg. per Stück zum Verkauf zu stellen.

Albert Fromberg

Seglerstraße 28.

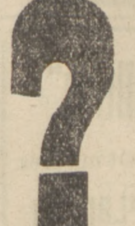
Kantinenverpachtung.

Kantine 1 und 2, im Barackenlager des Schießplatzes, neu eingerichtet, sollen vom 1. März bis zum Schluß der Schießübungen 1905 an je einen Pächter vergeben werden.

Pachtbedingungen sind im Geschäftszimmer der Schießplatz-Kommandantur einzusehen, auch können sie daselbst für 50 Pfennig abschriftlich bezogen werden.

Schießplatz-Kommandantur Thorn.

Hausierer auf Tee sofort gesucht, leichter Absatz, dauernden hohen Verdienst. Off. unt. **. X. 435** a. d. Geschäftsst. d. Z. erb.



Zur Verhütung von **Haarausfall, Haarfrass, Haarspalte** bewährt sich allein und am besten

Häusner's Brennessel-Spiritus

nur echt mit Marke „Wendesteiner Kircherl"

Flasche Mk. 0,75 und Mk. 1,50.

Bekanntlich das einfachste, unschädlichste, alterprobte Mittel, kräftigt den Haarboden, reinigt von Schuppen und kühlt wohltuend die Kopfhaut. Befördert bei täglichem Gebrauche ungemein das Wachstum der Haare. **Alpina-Seife à 50 Pfg.** Zu haben bei **Ed. Lannoch,** Brückenstraße.

Für Zahnleidende Sprechstunden von 9 bis 6 Uhr. **Th. Paprocki, Culmerstr. 1.**

Ziehung 15., 16., 17., 18. Februar in Berlin.

Wohlfahrts-Lose à M. 3.30

(Porto u. Liste **30** Pf.) zu Zwecken d. **deutschen Schutzgebiete.**

12977 Geldgew. ohne Abzug Mk.

490000

Hauptgewinne: **Mark**

75,000
50,000
25,000
15,000

3 à 5000 = **15000**
10 à 2000 = **20000**
20 à 1000 = **20000**
40 à 500 = **20000**
100 à 200 = **20000**
200 à 100 = **20000**
600 à 50 = **30000**
3000 à 30 = **90000**
9000 à 10 = **90000**

Loose empfiehlt der General-Debit:

Lud. Müller & Co.

Berlin, Breitestr. 5 Telegr.-Adr.: Glücksmüller

Lose in **Thorn** bei **Thorner Presse** und **Kreisblatt, O. Herrmann,** Zigarrengeschäft. **Gust. Ad. Schleh,** Breitestr. 21, **Fritz von Paris,** Altst. Markt, Ecke Heilige-Geiststrasse, **R. Grollmann,** Elisabethstrasse 8.

Billigste Preise!

Zahn-Atelier

von

Frau

Margarete Fehlauer,

Thorn, Seglerstr. 29

empfiehlt sich zur Anfertigung **ganzer Gebisse,** sowie einzelner Zähne und **Plomben.**

Sorgfältigste Ausführung sämtlicher Arbeiten bei weitgehendster Garantie.

Schmerzloses Zahnziehen und Nervtöten.

Umänderung nicht sitzender Gebisse, sowie Reparaturen werden sofort und bestens erledigt.

Teilzahlungen werden bereitwilligst gewährt.

Schonendste Behandlung.

Verband Deutscher Handlungsgehilfen Stellenvermittelung kostenfrei für Prinzipale u. Mitglieder, fortwährend bedeut. Eingang v. Besetzungsauftr.; jederzeit Bewerber aus allen Geschäftszweigen. Geschäftsstelle: **Königsberg i. Pr., Passage 2 II.** Fernsprecher 1439.

Suche zirka 100 cbm

rohe Feldsteine

zum Herstellen von Trockenmauerwerk frei Grünhof bei Thorn.

Bitte um Preisangabe.

Stötzel, Thorn.

Ein fast neuer

grosser Ofen

„Junker und Ruh" billig zu verk.

Robert Tilk.

Trockenes Kiefernklobenholz 1. u. 2. Klasse in Waggonladungen sowie **trockenes Kleinholz** u. **Kohle** beste Marke, beides unter Schuppen lagernd, stets zu haben.

A. Ferrari, Holzplatz a. d. Weichsel

Delikate

saure Gurken

auch schock- und faßweise empfiehlt **billigst**

Kuss, Schillerstr. 28. Coppernicusstr. 22.

Magenleidenden

teile ich aus Dankbarkeit **gern und unentgeltlich mit,** was mir von jahrelangen, qualvollen **Magen- und Verdauungsbeschwerden geholfen** hat. **A. Hoeck,** Lehrerin, **Sachsenhausen,** bei Frankfurt a. M.

Photographisches Atelier

Kruse & Carstensen

Schloßstr. 14,
gegenüber dem Schützengarten.

Möbl. Zimmer

zu verm. Zu erfr. **Breitestr. 11, II**

Pferdebesitzer!

Gebraucht nur **Original-H-Stollen** mit der Marke L H Co

Fabrikanten: **LEONHARDT & CO.,** Berlin-Schöneberg.

Jll. Katalog gratis!





Landw. Beamten-Schule

Frankfurt a. O., Anger 7.

Gründliche Ausbildung z. Verwalter, Rechnungsf., Amtssekretär ꝛc. Eintritt **jeden** Monat. Stellung nach Ausbild. wird kostenfrei nachgewiesen. Lehrplan und Auskunft frei.

W. Paul, Direktor.

Gr. Ober-, Unterbett und Kissen, zus. 12½ M., Hotelb. 17½ M., Ausst.-Betten 22½ M. Nichtpass. Betrag ret. Preisl. grat. **A. Kirschberg, Leipzig 36.**

Hilfe gegen Blutstockung. **Ad. Lehmann, Halle S.,** Sternstr. 5a Rückporto erbeten

Hässlich sind Schuppen, Haarausfall u. Haarspalte. Daher gebrauche man das seit **18 Jahren** in allen Kulturstaaten eingeführte **Peruanisches Tannin-Wasser** von **E. A. Uhlmann & Co., Reichenbach i. V.** Flasche 1.75, 3.50 Mk. **A. Koczwara,** Elisabethstraße 12, **Paul Weber,** Culmerstraße 1, **Ed. Lannoch,** Brückenstraße 40.

Für

Fleischer und Wurstmacher.



Ein in bester Geschäftslage belegenes und renoviertes Grundstück mit schönen zementiert. **Kellerräumen, Laden** mit groß. **Schaufenster** und genügendem Nebengelaß mit Wohnung ist billig zu verpachten evtl. auch zu **sehr günstigen Bedingungen** zu verkaufen. Eventl. werden auf Wunsch zur Beschaffung von Maschinen u. elektrischen Anlagen einige Tausend Mark als Dahrlehn vom Verkäufer gegeben. Offerten unter **Nr. 104** an die Geschäftsstelle d. Zeitung.

Materialwaren-Geschäft

mit vollem Ausschank zu verpachten. Offerten sub **Nr. 100** an die Geschäftsstelle dieser Zeitung.

Schöner Laden

mit angrenzender Wohnung in der Culmerstr. per sofort billig zu verm.

Freundl. Wohnung von 2 Zimm. und Küche per 1. April, **Gemüsekeller** per sofort Gerechtestr. 26 verm.

Ewald Peting, Gerechtestraße 6.

Laden mit Wohnung, Hofraum und Keller, zur Fleischerei geeignet, sofort oder später zu vermieten **Strobandstr. 13.**

Hochherrsch. Wohnungen

von sofort zu vermieten

Brückenstraße 11, I. Etage,
Brückenstraße 13, II. Etage,

bestehend aus 7 und 8 Zimmern mit Dampfheizung, Badeeinrichtung und allem Zubehör.

Zu erfragen bei

Max Pünchera, Brückenstr. 13.

Friedrichstraße 8

ist im 3. Geschoß **hochherrschaftliche Wohnung,** 6 Zim., sehr reichlichem Nebengel. mit und ohne Pferdestall sofort zu vermieten.

Araberstraße 4

ist **1 Laden** mit Wohn. von 3 Zim. ꝛc. mit besond. Wohnungseing., sowie großen Keller zu jed. Betrieb geeignet, sofort zu vermieten.

Näheres **Brombergerstr. 50.**

Wohnung, 3 Zim., Küche u. Zub. zu verm. **Araberstr. 5.**

Fleischerei.

Mein neu eingerichtetes Schlachthaus nebst Laden, Wohnung, Arbeitsräumen und Eiskeller ist **von** sofort oder 1. April zu **verpachten.** Zu erfragen bei

H. Rose, Stewken bei Thorn II.

Wohnung, 2. Etage

vermietet **Bernhard Leiser,** Altstädtischer Markt 12.

Kleine Wohnungen

v. sofort oder 1. 7. 05. zu vermieten **Neustädtischer Markt Nr. 12.**

In meinem Hause Breitestraße 19 ist **vom 1. April d. J.**

1 Wohnung

bestehend aus 7 Zimmern, Küche und Zubehör preiswert zu vermieten. Näheres bei

W. Romann, Breitestr. 19.

Das Grundstück

Brombergerstr. 86.

ist zu verkaufen. Näheres bei **August Glogau,** Wilhelmplatz 6.

1 herrschaftliche Wohnung

von 8 Zimmern nebst allem Zubehör, 2. Etage, ist vom 1. April 1905 Altst. Markt 16 zu vermieten.

W. Busse.

Fischerstraße 57

hochherrschaftliche **Wohnung** 78 Zimmer, Pferdestall, Wag[illegible] ꝛc. von sofort zu vermieten.

R. Majewski, Fischerstraße 49.

4. Etage

3 Zimmer, Küche und Zubehör von sof. oder später zu vermieten Elisabethstr. 6, **Adolph Granowski.**

1 Parterre-Wohnung, auch zum Kontor geeignet, und 2 Hofwohnungen vom 1. 4. zu vermieten. Zu erfragen **Seglerstraße 6** im Restaurant.

2 Wohnungen à 120 u. 96 Taler pro Jahr z. v. **Heiligegeiststr. 7/9.**

Zwei Wohnungen

à 450 u. 210 Mark, zu verm. bei **A. Wohlfeil,** Schuhmacherstraße 24.

1 Wohnung, II. Etage, 4 gr. Zim., Alkoven, Küche, Badestube u. Zubehör, p. 1. 4. 05 zu vermieten **Eduard Kohnert.**

Wohnung zu v. **Tuchmacherstr. 14.**

Culmerstr. 5, 2. Etage,

Wohnung v. 3 Zimmern, Küche u. Zubehör, Gaseinrichtung, v. sof. od. spät. f. 450 Mk. z. verm. Besichtigung 10–1.

Adolf Jacob.

Schön. Vorderz. f. alleinst. Pers. v. sof. leer zu v. **Strobandstr. 6, II.**

Ein möbl. Zimmer ohne Pension zu vermieten **Brückenstraße 16, III.**

2 ff. möbl. Vorderzimmer von sof. zu vermieten **Jakobstraße 17, I**

Möblierte Wohnung.

Zwei elegant möblierte

Zimmer

mit Entree per bald zu vermieten **Culmerstr. 2 1. Etage.**

2 Zimmer, Küche, Zub. z. verm. 1. 4. **Thurmstr. 8,** pt. Z. erfr. Bäckerstr. 5.

Polizeiliche Bekanntmachung.

Nach Mitteilung der Königlichen Fortifikation hierselbst werden die dem Publikum **zur Benutzung freigegebenen Wege** zur Wahrung des Eigentumsrechts an diesen — abschnittsweise wie im vorigen Jahre — auf je 1/2 Tag durch Aufstellen von Verbotstafeln mit der Aufschrift „Verbotener Weg! Königliches Gouvernement" und Anbringen von Schrankenstangen **an folgenden Tagen** des Monats Januar 1905 **gesperrt** werden, und zwar:

a. **am 9.** Die Wege durch das Glacis der alten Stadtbefestigung von der unteren Weichsel am Pilz bis zum Kulmer Tore,

b. **am 10.** Die Wege durch das Glacis der neuen Stadtbefestigung vom Kulmer Tore bis zur oberen Weichsel einschl. der Straße vom äußeren Grützmühlentor in westlicher Richtung bis zur Firma Drewitz, der Straßenstrecke an der Ostseite des Grützmühlenteichs nach der Infanterie-Schwimmanstalt und des Fußgängerweges außerhalb des Jakobs-Tores von der Leibitscherstraße bis zur Straße nach Treposch,

c. **am 11.** Die innere Wallstraße vom Kulmer- bis zum Leibitscher Tore,

d. **am 12.** Die Viehmarktstraße von der Schlachthaus- bis zur Fritz-Reuter-Straße und den Fußweg nördlich des Forts Feste König Wilhelm I. von der Leibitscher Chaussee bis zur Dorfstraße nach Kaschorek,

e. **am 13.** Die Kosaken- und Eichbergstraße von der Roßgartenstraße bis zur Zufuhrstraße nach Fort Yorck,

f. **am 14.** Die Ringstraße nördlich des Pionier-Landübungsplatzes von der Jannitzen- bis zur Ringstraße Fort Herzog Albrecht, Friedrich der Große, sowie die Zufuhrstraße östlich des Pionier-Landübungsplatzes bis zur Ringstraße,

g. **am 16.** Die Wege auf der Bazarkämpe und durch das Brückenkopfglacis und

h. **am 17.** Die Zufuhrstraße nach Fort Kniprode von der alten Warschauer Zollstraße bis zur Ringstraße, sowie die Ringstraße zwischen der Warschauer Zollstraße und der Zufuhrstraße nach Fort Hermann von Salza.

Die Sperrung dauert jedesmal von 1 bis 4 Uhr nachm. Bemerkt wird, daß an den gesperrten Straßen Arbeiter der Fortifikation, welche ein Wächterschild sichtbar tragen, aufgestellt werden, um das Publikum zurückzuweisen, bezw. trotzdem Zuwiderhandelnde festzunehmen.

Thorn, den 28. Dezember 1904.

Die Polizei-Verwaltung.

Bekanntmachung.

Am Montag, den 16. Januar cr. sollen in Gut **Weißhof** folgende Holzsortimente öffentlich meistbietend an Ort und Stelle verkauft werden:

A. **Laubholz.**
- 4 rm Kloben,
- 59 rm Rundknüppel,
- 1 rm Stubben,
- 146 rm Reisig III

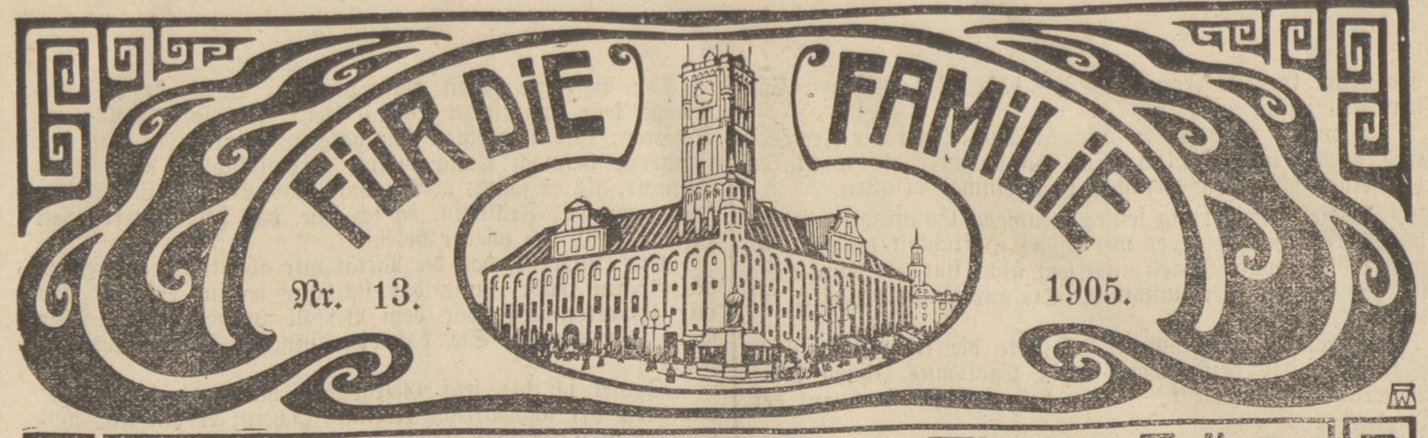
} Erlen.

B. **Kiefer.**
- 22 rm Kloben,
- 10 rm Knüppel,
- 18 rm Stubben,
- 72 rm Reisig III.

Versammlung der Käufer vormittags 9 1/2 Uhr auf der Gutshofe zu Gut **Weißhof.**

Thorn, den 8. Januar 1905.

Der Magistrat.



Tägliche Unterhaltungs-Beilage zur Thorner Zeitung

Die letzte Ehrenkron.

Erzählung von Harald Hammer.

Der Glanz des scheidenden Sonnenlichts glitt über Stoppelfelder hin und herbstlich gefärbtes Laub löste sich aus den Kronen der Bäume und fiel herab auf die Erde.

Da wandelte, begleitet von einer mächtigen dänischen Dogge, auf den schattigen Wegen des Parkes, der Schloß Ehrenkron umgibt, eine in tiefe Trauer gekleidete Frau dahin. Ein schwarzer, breitrandiger Strohhut bedeckte ihren Kopf. Das Kleid, mit altdeutschen Puffärmeln, das die feine Taille knapp umspannte, floß von den Hüften in weichen Falten bis auf die Erde herab, den zierlichen Fußspitzen der Wandelnden kaum die Freiheit gewährend, sich unter dem mit schwarzem Samt verbrämten unterem Saume hervorzudrängen. Sie hielt den Kopf gesenkt, so daß man von ihrem Gesicht nichts weiter bemerkte, wie das sanft gerundete, weiße Kinn und den kleinen blassen Mund. Die Bewegungen ihrer hohen Gestalt, die durch das Schwarz der Gewandung noch schlanker erschien, als wie sie in Wirklichkeit war, — denn hatte diese auch die üppige Form blühendster Jugend bereits verloren, so entbehrte sie doch keineswegs eines schönen Ebenmaßes der Linien, — waren langsam und müde.

Bei einer Lichtung des allmählich in den Forst übergehenden Parkes angekommen, die, von dem Hochland, auf welchem die Einsame hinschritt, eine herrliche Fernsicht gewährte über Aecker und Wiesen, mit dem sie begrenzenden jenseitigen Walde, stand sie still, nahm ihren Hut ab und, ihn nachlässig in den handschuhlosen, gefalteten Händen am Bande haltend, schaute sie träumend über die sonnenbeglänzte Landschaft.

Der Ausdruck ihres bleichen Gesichts war dabei ernst, das dunkle Auge umflort und ein wehmütiger Zug ging um die Winkel des Mundes. Man sah es ihr an: die Zeit der frohen Jugend, in der die Welt ein Rosengarten scheint und ein kecker Mut nach Sternen greift, war für sie entflohen. Und nachdem sie die Dornen gefühlt, die ihren Augen verborgen gewesen und der Stern erlosch, dessen Glanz sie verlockte, hatte sich das stürmische Klopfen ihres Herzens beschwichtigt, war der kühne Flug ihrer Gedanken gehemmt.

In Sinnen verloren schien sie der Gegenwart völlig vergessen zu haben und erst als der Hund, der bisher neben ihr gestanden, während er mutwillig nach den Mücken schnappte, die sich dicht vor ihm im warmen Sonnenschein tummelten, knurrend die Ohren spitzte und dann plötzlich mit einem Satz in dem dichten Unterholz verschwand, das den Weg umsäumte, kam sie zu sich selbst zurück.

„Nero! Komm her!“ rief sie mit sanftem Befehl, während sie mit der Hand über ihr dunkles Haar fuhr, das ihr der Wind in die Stirn getrieben.

Und als das schöne Tier auf den Ruf seiner Herrin gehorsam zurückkehrte und seinen Kopf traulich an ihren Kleidern rieb, schritt sie langsam weiter. Aber der Hund, den sie jetzt am Halsband gefaßt hatte, um ihn an ihrer Seite zu fesseln, blieb unruhig, witterte beständig mit der feinen Schnauze umher und hielt die klugen Augen gespannt auf das Dickicht gerichtet. Es knickte und raschelte dort im Gezweig und Nero drängte mit Ungestüm vorwärts. Und als er eben im Begriff stand, sich dem vermuteten Feind entgegenzustürzen, sprang ein zottiger, brauner Hühnerhund aus dem Buschwerk hervor. Die grimme Beutelust, die ihn beseelt haben mochte, wandelte sich beim Anblick der einsamen Pilgerin aber sofort in Demut und Freude. Er umwedelte sie mit lautem Geheul, das seinem Herrn, der nicht fern sein konnte, ansagte: Gieb acht! versuchte die Hand zu lecken, die ihm liebkosend den Kopf streichelte und begrüßte dann auch seinen Kameraden, der sich energisch der Fessel seiner Gebieterin entwunden, mit artigen Komplimenten.

Die Freude des vierbeinigen Ankömmlings war eine so ungeheuchelte und stürmische, daß die blasse Frau sich eines Lächelns nicht erwehren konnte. Und dieser freundliche Ausdruck lag noch auf ihrem Gesicht, als ihr nach einer Weile, bei einer Wendung des Weges ein Mann im grauen Jagdkostüm entgegentrat.

„Ah! Komtesse,“ rief derselbe, während er die Mütze zum Gruße lüftete und die dargebotene Hand für einen Moment in der seinigen behielt, „welche angenehme Ueberraschung! Castros Freudenlaute gaben mir zwar schon das Signal, mich auf eine ungewöhnliche Erscheinung gefaßt zu machen, indessen, daß ich das Glück haben würde, Ihnen hier, so fern vom Schloß auf einsamen Waldwegen zu begegnen, kam mir nicht in den Sinn. — Wohin des Weges, wenn ich fragen darf?“

„Ich wollte noch einmal zur Linde hinaus, ehe Schnee und Eis mir den Weg dahin versperren,“ erwiderte die Gräfin, die müden, ernsten Augen zu der kraftvollen Gestalt des Freiherrn v. Blankenstein, ihres Gutsnachbarn, erhebend. „Aber Sie, Herr Baron, was hatten Sie vor?“

„Einen Streifzug durch Ihr Gebiet, Komtesse.“

„Hoffentlich verbanden Sie damit die Absicht, auf Ehrenkron einzukehren.“

„In der Tat, ich wollte mir erlauben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, sind doch bereits vier Wochen vergangen seit unserer letzten Unterredung.“

„Ja, vier Wochen! Vier lange Wochen konnten Sie verstreichen lassen, ohne zu fragen, wie es mir geht, wie es auf Ehrenkron aussieht!“

Es lag ein herber Vorwurf in diesen Worten, aber der, dem sie galten, schien sich höchst angenehm dadurch berührt zu fühlen, denn über sein gebräuntes Gesicht, das mit dem feinen Munde, den der lange, blonde Schnurrbart, der sich über die Oberlippe hinzog, nur wenig verdeckte, der leicht geschwungenen, energischen Nase, neben der zwei große, blaugraue Augen mit klugem, kühnem Blick hervorsahen, den Ausdruck stolzen Gebietens trug, ging ein sonniges Lächeln.

„Ich fürchtete, lästig zu fallen,“ sagte er, sich entschuldigend.

„Wie können Sie glauben, Herr Baron,“ entgegnete ihm seine Nachbarin im Tone des Unwillens, „daß Ihr Besuch mir jemals ungelegen kommen könnte! Sind Sie mir nicht

der beste, treueste Freund? Ich habe Sie entbehrt, Sie herbeigewünscht . . .“

„Komtesse, Sie machen mich glücklich!“ rief der Freiherr und streckte unwillkürlich seine Hände aus, als wollte er die seines schönen Gegenüber noch einmal erfassen.

Da diese Aeußerung seines freudigen Empfindens jedoch unbemerkt blieb, setzte er mit kühler Höflichkeit hinzu: „Ist meine Gegenwart Ihnen auch jetzt nicht störend, dann bitte ich Sie um die Vergünstigung, Sie zur Linde begleiten zu dürfen.“

„Durchaus willkommen,“ lautete die freundliche Entgegnung, „das heißt, wenn mein Egoismus Ihnen keine Beschränkung auferlegt. — Sie befanden sich doch auf der Jagd?“

„Auf der Jagd . . .“ wiederholte der Baron, und aus seinen Augen blitzte der Schalk. „Hm — nicht gerade, meine Gnädigste, denn wie Sie sehen, bin ich ohne Gewehr, und hier in Ihrem Forst dürfte ich mich ohne Ihre spezielle Erlaubnis diesem Vergnügen ja auch nicht hingeben. Aber dennoch, ich will's gestehen, ertappten Sie mich auf der Jagd, das heißt nach allerlei schönen Gedanken. Sie werden indessen nicht sagen können, Komtesse, daß ich mich damit der Wilddieberei schuldig gemacht.“

„Nun, wer weiß,“ sagte die Herrin von Ehrenkron mit einem leisen Anflug von heiterer Laune, „ob ich bei einigem Bemühen nicht dennoch einen Anhalt herauszuklügeln vermöchte, Sie des Jagdfrevels zu bezichtigen. Hätte zum Beispiel der Anblick dieser meiner Welt hier oder auch nur eines der Getiere, die sich darin ihres Lebens freuen, ein selbstsüchtiges Begehren in Ihrer Brust erweckt, dann, Herr Baron, könnte ich mich wohl veranlaßt fühlen, Sie zum wenigsten um Ihres sträflichen Verlangens willen nach fremdem Eigentume anzuklagen.“

„Grausame Herrscherin!“ rief der Verdächtigte mit fröhlichem Auflachen. „Sind denn auf Ihrem Gebiet die Gedanken nicht mehr frei? Und wollen Sie vielleicht für Ihren Strafkodex einen neuen Paragraphen schaffen, der dieselben unter Kontrolle bringt?“

„Das wäre nicht so übel,“ erwiderte die Gräfin ernst, „denn könnte man die Gedanken der Menschen kontrollieren, sie um der bösen willen zur Rechenschaft ziehen und bestrafen, manch' eine verderbliche Tat bliebe unausgeführt.“

Der Blick des Freiherrn v. Blankenstein ruhte einen Moment mit eigentümlichem Schimmern und Leuchten auf dem feinen Profil der neben ihm Hinschreitenden, aber der tiefe Ernst ihrer Züge rief keinen Widerschein auf seinem Angesicht hervor. Es war vielmehr, als beherrsche ihn eine ungewöhnlich glückliche und heitere Stimmung, und um seine Mundwinkel zuckte es humorvoll, als er mit scherzhafter Verzweiflung sagte: „Nein, das wäre zu hart, Komtesse! Und ich rufe mit Posa: Majestät, geben Sie Gedankenfreiheit! — Wenigstens für mich, muß ich hinzusetzen, denn ich habe doch keine verderbliche Tat im Sinn. Oder ist es strafbar, zu wünschen, ein gewisses Kleinod, das ich auf Erden weiß, möchte mein eigen sein?“

Die Wandelnde hob den schönen Kopf empor zu dem Begehrlichen, der, fühlend, daß die großen Augen derselben mit dem Ausdruck des Staunens und der Befremdung auf ihn gerichtet waren, ein wenig verwirrt, als sähe er sich in der Tat auf verbotener Fährte ertappt, vor sich nieder sah und dann plötzlich mit ganz unmotiviertem Eifer einem dürren Zweiglein zu Leibe ging, das auf den Weg gefallen war, und dasselbe mit seinem kräftigen Spazierstock zornig zur Seite schleuderte. Aber diese Verlegenheit stand ihm so gut, gab ihm etwas so außerordentlich Herzgewinnendes, daß es schien, als wisse sich seine Begleiterin gar nicht in diese angenehme Wandlung zu finden, die da plötzlich mit ihrem Nachbar vorgegangen war, dessen sonstige stolze Ruhe bisher immer so überwältigend imponierend gewirkt hatte.

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Baron,“ sagte sie dann endlich und ließ die Augen gedankenverloren durch den Forst wandern, der sich allmählich zu lichten begann.

„Und haben mich auch nie verstanden,“ entgegnete jener, ein wenig schroff.

„In gewissem Sinne doch,“ war die unbefangene Erwiderung, „würde ich Sie sonst wohl meinen Freund nennen? — Und da fällt mir ein, ich hatte Ihr Kommen so lebhaft gewünscht und wagte doch nicht, Sie dazu aufzufordern, um mir Ihr Urteil zu erbitten. Was halten Sie von meinem neuen Inspektor?“

Der Befragte schien diese plötzliche Wendung des Gesprächs sehr ungern zu sehen. Ueber sein Gesicht flog ein Schatten, und verstohlen schnippte er ungeduldig mit den Fingern, dennoch klang ruhige Freundlichkeit aus seiner Stimme, als er sagte: „Ich erhoffe das Schönste für Ehrenkron, gnädiges Fräulein, da ich sehe, daß Ihr Interesse an Ihrem Besitz sich wieder belebt.“

„Ein Interesse, das die Pietät mir abnötigt,“ entgegnete die Gräfin trübe, „und das sich nur darauf erstreckt, das mir Ueberkommene vor dem Verfall zu bewahren. Aber sagen Sie, glauben Sie, daß der Inspektor seine Sache versteht?“

„Soviel ich bis jetzt Gelegenheit hatte, zu bemerken,“ erwiderte der nachbarliche Freund, „scheint er ein sehr umsichtiger und tüchtiger Landwirt zu sein.“

„Aber noch sehr jung, er kann unmöglich die ausreichende Erfahrung haben — Ehrenkron bedürfte eines umfassenderen Geistes und einer festeren Hand. — Wollen Sie freundlichst sein Tun ein wenig im Auge behalten und ihn gelegentlich mit Ihrem Rat unterstützen?“

„Sehr gern, gnädiges Fräulein, und das wird mir um so leichter werden, da der Mann schon von selbst zu mir kam, um mich über das eine oder andere bezüglich Ehrenkrons zu befragen. — Indessen, nein,“ widersprach er sich dann plötzlich mit einiger Heftigkeit, „ich will ihm nur ausnahmsweise mit einer Berichtigung dienen; er soll sich daran gewöhnen, seine Herrin zu befragen, und diese muß es lernen, Herrin zu sein.“

„Das ist leichter gesagt, wie ausgeführt, bester Freund,“ seufzte die Gräfin, „meine landwirtschaftlichen Kenntnisse stehen auf sehr schwachen Füßen . . .“

„Werden auch gar nicht verlangt. Detailkenntnisse sind Sache des Inspektors. Die Herrin aber muß über alles, was auf ihrem Gute geschieht, orientiert sein, gelegentlich Einblick nehmen in die Geschäftsbücher und sich über den Stand der wirtschaftlichen Verhältnisse Bericht erstatten lassen.“

„So ziemte sich's wohl, allein zum nutzbringenden Wirken fehlt mir noch immer die Kraft und der freudige Mut. Bin ich mit mir allein, dann gewinnen Lebensüberdruß und Todessehnsucht wieder die Oberhand, und mir scheint's, es wäre besser, man legte mich zu meinen Ahnen in die Gruft.“

„Also doch noch immer die schwarzen Gedanken,“ lächelte der Freiherr. „Wann wird endlich die Stunde kommen, da Sie aufhören, sich zu quälen und zu grämen.“

„Schelten Sie nur, Herr Baron; Ihre Ermahnungen sind mir, ich erkenne es wohl, eine heilsame Arznei, und Sie würden auch schon dank derselben bessere Resultate an mir bemerken, wenn ich nur die Gedanken zu bannen vermöchte.“

„Zu bannen, Komtesse? — Vermeiden Sie nur, sie zu rufen.“

„Ich rufe sie nicht — sie kommen von selbst.“

„So sagen Sie zu ihnen, wenn sie kommen, die bösen Gäste,“ riet der Seelenarzt humorvoll, „ich habe keinen Platz mehr für euch, und füllen Sie dann den Raum, den sie sonst einzunehmen pflegen, vorher mit freundlichen Gedanken aus.“

„Und woher diese nehmen? Alles, was ich liebte, ging mir verloren . . . Nun stehe ich einsam da und blicke gramvoll auf das Grab meines Hauses und meines Hoffens . . .“

Sie waren während dieser Rede unter den Bäumen des Waldes hervorgetreten, und beide blieben einen Augenblick stehen. Unmittelbar vor ihnen und an seinem Abhange von saftigem Wiesenland umsäumt, breitete sich ein hügeliges Brachfeld aus, über das Nero und Castor, die sich die Unachtsamkeit ihrer Gebieter zunutze gemacht und inzwischen nach eigenem Ermessen umhergepürscht, soeben in wilden Sprüngen hinabjagten. Nach rechts hin, durch die Ausläufer des Waldes dem Auge noch ein wenig verdeckt, erstreckten sich die Felder der Herrschaft Ehrenkron, während die linksseitig gelegenen, über welche der Blick unbegrenzt hinschweifte, dem Freiherrn gehörten.

Sein klares Auge blieb entzückt auf der Landschaft ruhen, die im Glühlicht der Abendsonne vor ihnen ausgebreitet lag und grüßte dann freundlich zu dem weißen Gemäuer hinüber, das aus dem Gezweige der Baumgruppen hervorschimmerte, die sich weit drüben jenseits der Wiese erhoben. Das waren die Türmchen auf der Zinne von Blankenstein.

(Fortsetzung folgt.)



Ein verunglücktes Debüt.

Humoreske von Theo Wolff.

(Nachdruck verboten.)

In S — — — hausen war große Aufregung. Der Direktor des städtischen Theaters, Herr Weidlich, ein spekulativer Kopf, hatte ein neues Stück angekündigt, ein Umstand, der ja an und für sich nicht Aufregendes bot, jedoch durch gewisse Nebenumstände ein sensationelles Ereignis zu werden versprach. Auf den Theaterzetteln nämlich, die das neue Stück: „Sankt Georg," Drama in fünf Akten von Fedor Daumeland, schon wochenlang vorher ankündigten, war zu lesen, daß ein leibhaftiges Pferd mitspielen würde. Der Ritter Sankt Georg, nach dem das Stück benamset war, sollte auf hohem lebendigen Rosse den Drachen erlegen, der ebenfalls in dem Stück eine hervorragende Rolle spielte. Das war es, was die guten S — — — häuser in Aufregung versetzte. Ein richtiges, lebendiges Pferd auf der Bühne, das mußte ja ein Ereignis werden, von dem noch Kinder und Kindeskinder hören sollten.

Während so die S — — — häuser in Erwartung des bevorstehenden Kunst- und Geistesgenusses schwelgten, war man im Stadttheater eifrig mit den Vorbereitungen für das neue Stück beschäftigt. Die Hauptschwierigkeit bestand zunächst in der Beschaffung eines geeigneten und für die Zwecke der Aufführung des „St. Georg" brauchbaren Gauls, der allen den zahlreichen bedeutungsvollen Anforderungen, die sich an seine Mission als Streitroß des Drachentöters knüpften, gerecht zu werden vermochte. Doch diese Schwierigkeit erledigte sich leichter als der Direktor gedacht hatte; ein ihm befreundeter Gutsbesitzer, ein lebenslustiger Junggeselle, der gern heitere Beziehungen zu dem fidelen Theatervolk unterhielt, stellte ihm ein Reitpferd für die beabsichtigten Zwecke willig zur Verfügung. Herkules, so war der Name des Streitrosses, wurden von seinem Herrn alle möglichen, guten Eigenschaften, die ihn für seine Rolle geradezu als prädestiniert erscheinen ließen, nachgerühmt, vor allem Gelehrigkeit, wohlwollende Freundlichkeit gegen seine Mitlebewesen und — Verständnis für die hohen Aufgaben der Kunst, die seiner harrten.

„In dem Gaul fließt Theaterblut, Direktorchen," hatte Herkules' Herr dem Leiter des Stadttheaters gesagt, „seine Mutter war ein Zirkuspferd und sein Vater hat sich in Gestalt von warmen Würstchen noch nach seinem Tode als ein sehr brauchbares Glied höherer menschlicher Kultur und Zivilisation erwiesen."

Das war überzeugend. Eine weitere Schwierigkeit des „St. Georg" bot der Titelheld selber, denn mit den Reitkünsten des Helden vom Stadttheater sah es nur mäßig aus; einige diesbezügliche Versuche, die Herr Wendel auf Herkules unternommen, verursachten dem Direktor lebhafte Bedenken, die jedoch durch die Versicherung des Mimen, sich bis zum Tage der Aufführung in der Kunst des Reitens soweit zu vervollständigen, um sattelsicher den Drachen erlegen zu können, hinweggescheucht wurden. Herr Wendel, der erste Held des Stadttheaters, war Feuer und Flamme für die Glanzrolle, die ihm für die Aufführung des „St. Georg" zufiel und hätte eher auf zwei Monatsgagen als auf seine Rolle verzichtet. Denn sich den Blicken des bewundernden Publikums in glanzvoller Szene auf hohem Rosse als Drachentöter präsentieren zu können, das ließ das Herz des jugendlichen Tespisschülers höher schlagen und ihn wohlgemut über alle Schwierigkeiten hinwegsetzen, die ihn seine Bestrebungen, auf Herkules Rücken eine sichere Sitzgelegenheit zu gewinnen, vorläufig noch verursachten. So widmete er sich mit Feuereifer den equilibristischen Künsten und machte auch erfreuliche Fortschritte, obwohl einige wohlwollende Kollegen meinten, daß es im Interesse des ersten Helden vom Stadttheater geraten sei, sich zu der großen Reit- und Kampfszene statt eines feurigen Rosses lieber einer Kuh zu bedienen; die sei phlegmatischer veranlagt, habe einen breiteren Rücken und könne eventuell mit den Hörnern nachhelfen, falls St. Georg nicht allein mit dem Drachen fertig werden sollte, — doch verhallten solche warnenden Ratschläge natürlich erfolglos. Eine weitere Schwierigkeit verursachte auch der Drache, gegen den St. Georg und sein Streitroß zu Felde ziehen sollten. Nach der übereinstimmenden Meinung sämtlicher Mitglieder des Stadttheaters hatte sich zwar die Frau Direktor vorzüglich für diese Rolle geeignet, doch hatte natürlich niemand den moralischen Mut, der besagten und in den Kreisen der Mimen nicht besonders beliebten Dame diesbezügliche Vorschläge zu unterbreiten. Aus dem entstandenen Dilemma aber half schließlich der Theatermeister hinweg, indem er aus Leinewand brauner und grüner Farbe und Heu ein scheußliches Untier konstruierte, das vermittelst eines sehr einfachen Mechanismus von dem hinter der Bühne befindlichen Raume her in schreckenerregende Windungen und Zuckungen versetzt werden konnte und, wie die Mimen lobend anerkannten, seine Sache wohl ebenso gut machen würde wie die Frau Direktorin, mit der es ja, wie schon der äußeren Aehnlichkeit ersichtlich, zweifelsohne wesensverwandt sei.

Nachdem so die notwendigen Präliminarien erledigt worden waren, konnten die Proben ihren Anfang nehmen. Zwar kostete es immerhin Zeit und Mühe, ihn dem Geist seiner Rolle näher zu bringen und in alle Details derselben einzuweihen, doch er zeigte Eifer und Verständnis für seine Aufgabe und der Lohn in Gestalt eines Stückchen Zuckers, den er jedesmal einheimsen durfte, wenn er seine Sache brav gemacht hatte, bewirkte es, daß er schließlich auf jedes Wort und Stichwort seiner Rolle eingeübt war. Er schien tatsächlich alle Anlagen für einen Jünger Thaliens zu haben, hatte doch sogar der Komiker Lemke, der keine Rolle in dem Stück hatte und sich dafür rächte, daß er bei den Proben durch seinen lustigen Spott über den Ritter St. Georg zu unerschöpflicher Heiterkeit Anlaß gab, behauptet, es wäre für das Stück entschieden vorteilhafter, wenn Roß und Reiter ihre Rollen wechselten; denn Herkules spiele besser als sein Reiter, der in der Rolle des ersteren entschieden mehr Lorbeeren ernten würde.

Jedoch auch alle übrigen Mitwirkenden gaben sich die größte Mühe, um dem Stück zu einer glanzvollen Aufnahme zu verhelfen. Sei es, daß man sich durch das Beispiel Herkules' angespornt fühlte, oder aber den großen Erwartungen, mit denen man allgemein der Aufführung des Stückes entgegensah, gerecht werden wollte, kurz und gut, die Mimen entwickelten einen Eifer, wie sie ihn selten für ein anderes Werk an den Tag gelegt hatten. Nachdem die Zahl der notwendigen Proben absolviert und auch die Generalprobe glücklich und zufriedenstellend vorübergegangen war, durfte man nunmehr auch der Erstaufführung des Stückes in Ruhe entgegensehen.

Und endlich war der große Tag gekommen, endlich auch war es Abend geworden, in dichtgedrängten Reihen hielt das Publikum das Theater bis auf den letzten Platz besetzt und wartete ungeduldig auf das ersehnte Klingelzeichen, das den Beginn des Stückes ankündigen sollte, während der Direktor durch ein Loch im Vorhang schmunzelnd das volle Haus betrachtete und der Autor des Stückes einsam in seiner Loge thronte und sich diskret den Blicken der ihn Kennenden zeigte.

Endlich schallte der Klingel heller Ton weithin durch das Haus, die Lichter erloschen, tiefe, erwartungsvolle Stille trat ein, der Vorhang ging hoch, das Stück begann.

Der erste Akt, in dem die Prinzessin Kleotolinde einem häßlichen Zwergkönig, der sie zur Gattin begehrte, einen Korb erteilte und sich statt dessen mit dem Ritter Georg verlobte, war bereits vorübergegangen, ebenso der zweite Akt, in welchem Kleotolinde von dem durch die Zaubermacht des rachebrütenden Zwergkönigs aufgehetzten Drachen mitten aus dem Hofstaate ihres Herrn Papas geraubt wurde. Die Geschichte war bis dahin mäßig gewesen, doch das Publikum hatte im Hinblick auf die erst im dritten Akte zu erwartende Sensation sich milde gezeigt und tüchtig Beifall geklatscht, so daß Autor und Darsteller mehrmals erscheinen und sich dankend verbeugen konnten.

Und nun hatte der dritte Akt begonnen.

Fast ungeduldig ließ das Publikum die ersten Szenen an sich vorübergehen. Landleute und Priester traten auf und erzählten sich gegenseitig unter Gestöhn und Zeter, daß ein schrecklicher Drache das Land verwüste, und flehten zum Himmel, den Erlöser zu senden. Dann zeigte sich, hoch oben auf dem Söller eines verzauberten Schlosses, Kleotolinde, das geraubte Königskind, klagte dem Himmel ihre Not und hielt Auslug nach ihrem Verlobten, dem Ritter Georg, von dem sie Rettung und Erlösung erwartete. Auch der häßliche Zwergkönig erschien, um die Stolze mit süßen Worten zu bewegen, ihn endlich zum Mann zu nehmen; doch herbe

wies sie ihn ab, treu ihrem Georg ergeben, und wütend pfiff der Zwergtönig nach dem Drachen, der seiner Angebeteten die Hölle ein wenig heiß machen sollte. Da ringelte sich das scheußliche Untier, stark mit Heu ausgestopft und schwarz und grün angestrichen, auch schon auf die Bühne, entsetzt nahm die Wehklagende Reißaus, und jeder im Theater sagte sich, daß jetzt der große Moment gekommen sei.

Und richtig.

Waffengeklirr und Pferdegetrappel ließen sich hören, und gleich darauf sprengte ein herrlich gewappneter Ritter auf hohem, mutigem Rosse auf die Bühne.

Es war Ritter Georg, der Bräutigam der geraubten Jungfrau.

Welcher Anblick, welche Szene! Das schimmernde Waffenkleid des Reiters, der sich ringelnde und schnaubende Drache, vor allem aber das edle, kühne Roß, alles das vereinigte sich zu einem imposanten Bilde, das die Blicke der Zuschauer wie mit Zaubergewalt auf sich lenkte.

Mehrmals sprengten Roß und Reiter auf der Bühne auf und ab, daß die Holzdielen dröhnten, bis der Drache glücklich gestellt war.

„Ha, scheußliches Untier, ist es endlich vergönnt mir, dir den Tod zu geben!" rief Ritter Georg mit Donnerstimme, — ein leiser Druck in die Weichen des Streitrosses, und in herrlicher Pose stand dieses kampfesmutig vor dem rachensperrenden Drachen.

Ein wütender Kampf entbrannte. Furchtbar bedroht wurden Roß und Reiter, doch mächtige Hiebe des letzteren wehrten die bissige Bestie ab. Blitzesschnell sauste das Holzschwert auf den Drachen herab, der sich den gefährlichen Streichen schnaubend zu entwinden suchte. Der Reiter schrie und raste, der Drache tobte, den Zuhörern wurde schier das Trommelfell gesprengt. Herrlich aber war Herkules zu schauen, — diese Pose, diese Bewegungen, dieser Mut! Tod und Vernichtung sprühte aus den funkelnden Augen und den sich blähenden Nüstern, seine Antipathie gegen den Drachen schien unbegrenzt und verhalf der Szene zu großartigem Erfolg. Die Wahrheit war, daß Herkules großen Hunger hatte, weil man ihn absichtlich fast den ganzen Tag hatte fasten lassen, und nun infolge seines Appetits ein solches Feuer und Temperament entwickelte, daß sich die Kampfszene mit einer Verve sondergleichen abspielte und die Blicke des Publikums wie hypnotisiert an dem großartigen Schauspiel hingen. Eine Minute atemloser Spannung und höchsten künstlerischen Könnens, wieder und immer wieder sauste das Schwert auf den unglücklichen Drachen hernieder, der allmählich zu erschlaffen schien und schon bald abgetan sein würde, da — — geschah etwas Unerwartetes.

Ritter Georg hatte soeben wieder einen fürchterlichen Hieb gegen den Drachen getan, und sein Holzschwert hatte, was es nicht hätte tun dürfen, dem Untier eine klaffende Wunde geschlagen, daß der leinene Schuppenpanzer barst und die Eingeweide aus Heu zutage traten, und da — erlahmte Herkules' Kampfmut plötzlich. Trotz allen Protestes seines Reiters gab er die schöne Pose auf und beschnupperte eifrig den bereits dreiviertel toten Feind. Aus der klaffenden Wunde, die das Schwert demselben soeben geschlagen, strömte frischer Heugeruch in Herkules' infolge seines Hungers hierfür ganz besonders empfängliche Nase, — ein Riß mit den Zähnen, und die empfangene Wunde erstreckte sich über den gesamten geschuppten Leib des Drachen, — für einen Augenblick verschwand Herkules' Kopf in dem Leibe des toten Feindes, um eine Sekunde darauf wieder zum Vorschein zu kommen, die Eingeweide des Drachen zwischen den Zähnen und sie mit Appetit hinunterfressend.

Das Publikum saß ganz erstarrt ob der sonderbaren Taktik des Streitrosses, das seinen Feind einfach auffraß und sich den schmackhaften Gegner bereits zu einem ansehnlichen Teil hatte wohlbekommen lassen, bis ein erstauntes „Herrjeh!" von der Galerie herab den Bann brach; — ein Lachen, ein Gelächter, und schließlich eine Lachsalve schlug gegen die Decke, daß das Haus in seinen Fugen bebte. Wütend zerrte Ritter Georg am Zügel, um den Gourmand zur Raison zu bringen, lief er doch Gefahr, sich auf das fürchterlichste zu blamieren. Schon hatte sein Herz höher geschlagen, als er während des grauenvollen Kampfes die bewundernden Blicke des Publikums auf sich ruhen fühlte, und jetzt sollte das passieren — — —!

„Bestie, wirst du wohl parieren," knirschte er ingrimmig und riß mit Macht am Zügel; das aber war Herkules, dem sein ausgehungerter Magen jede Rücksicht auf die Kunst vergessen ließ, peinlich und störte ihn in seinem Siegesmahl, — daher ein energisches Bocken, — und im Augenblick hatten sich Roß und Reiter gewaltsam voneinander getrennt, und letzterer saß malerisch im Staube des Kampfbodens.

Ungeheures Gelächter — das Publikum bog sich vor Lachen. Schleunigst erhob sich der gefallene Ritter und verschwand sogleich von der Bühne, begleitet von dem donnernden Applaus des sich schier in Krämpfen windenden Publikums.

Doch das alles störte Herkules nicht. Er verfuhr mit aller Gründlichkeit, die ihm sein leerer Magen im Interesse der Selbsterhaltung zur Pflicht machte. Kein Hälmchen entging seinem Schicksal, ob das Publikum auch lachte, daß sich die Balken bogen.

Endlich war nur noch die ungenießbare Leinwand übrig, die ließ er liegen, — ein lautes Wiehern, — es hatte geschmeckt. Die Zuschauer wälzten sich, heulten und schrieen in allen Tonlagen. Da endlich fiel der Vorhang.

Ein Sturm des Beifalls brach los, wie ihn das S... häuser Stadttheater wohl selten vernommen, doch weder Autor noch Darsteller erschienen, obwohl sie schon wochenlang in der Erwartung eines solchen Beifalls gelebt hatten.

Das fünfaktige Drama von Fedor Deumeland hatte also eine glänzende Aufnahme gefunden; trotzdem verblieb es zum Schmerz aller Lachlustigen nicht länger auf dem Repertoir.



Ein Nachtquartier Peters des Großen.

Während des nordischen Kriegs bereiste Zar Peter der Große auch Belgien. Als er am 17. April 1717 in Brüssel eintraf und in Begleitung des Prinzen Friedrich von Holstein-Plön, des Marquis de Prié und des Bürgermeisters die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein nahm, gelangte man auch in den alten, im Tiergarten gelegenen Palast Kaiser Karls V., woselbst Peter der Große beim Betreten des einstigen Schlafgemachs Karls V. dessen Himmelbett erblickte. Obwohl die seit undenklicher Zeit unbewohnten Zimmer einen höchst ungastlichen Eindruck machten, war Peter der Große doch nicht von seinem schnell gefaßten Entschluß abzubringen, die folgende Nacht in Karls V. fast zweihundert Jahre altem Bett zu schlafen. Es sei ihm ein Vergnügen — erklärte der Zar —, auf demselben Lager geruht zu haben, auf dem dieser gloriose Regent seine Glieder ausgestreckt, die — wie die seinigen — jahraus, jahrein von „beschwerlichen Reisen und Strapazen ermüdet gewesen". So logierte er sich denn an demselben Abend in Karls V. Schlafzimmer ein. Als am anderen Morgen der Kammerdiener des Zaren zur bestimmten Stunde das Gemach betrat, war er nicht wenig erschrocken, seinen Herrn nicht mehr zu erblicken. Erst bei näherem Herantreten gewahrte der Diener, daß Peter der Große mit sämtlichen Polstern und Kissen durch die morsche Bettstatt hindurchgebrochen war und, noch fest schlafend, auf den Dielen lag. Als der Bürgermeister, von dem komischen Vorfall in Kenntnis gesetzt, gleich darauf mit der Versicherung des tiefsten Bedauerns, daß Seine Majestät eine so üble Nacht in Brüssel verbracht, vor Peter dem Großen erschien, erklärte derselbe, daß er in seinem Leben nie schöner geschlafen habe, als in dem durchgebrochenen Bett Karls V.

*

Ein merkwürdiger Irrtum. Marschall Ney, einer der tapfersten Generäle Napoleons I., wurde im Jahre 1815 in Paris hingerichtet. Wenige Tage nach dem Tode Neys veranstaltete der öffentliche Ankläger Bellart, der einen nur allzu verhängnisvollen Einfluß auf das Schicksal des Marschalls gewonnen hatte, in seinem Hause eine große Festlichkeit. Unter Singen, Tanzen und Schwatzen war der Abend vergangen, und die Mitternacht war herangerückt, als die großen Flügeltüren des Salons plötzlich aufgerissen wurden und ein Diener mit lauter Stimme: „Der Herr Marschall Ney!" meldete. Die Musik verstummte, die Tänzer blieben erschrocken stehen, und den Sprechenden erstarben die Worte auf den Lippen. Aller Augen waren auf die Tür gerichtet, in der in diesem Augenblick ein Herr in tiefer Trauer erschien. Es war der Marschall Ainé, den der Diener fälschlicherweise als den Marschall Ney gemeldet hatte.